

UMSCHAU

Totenkult in der ehemaligen Sowjetunion

„Warum fürchten wir den Tod?“ hat das sowjetische Journal für Rundfunk und Fernsehen „Efir“ (2, 1991, 56) einen Bericht über den Regisseur Pjotr Fomenko überschrieben. Fomenko hatte 1982 vorgeschlagen, Puschkins Erzählung „Der Sargmacher“ für das Fernsehen zu gestalten. Die literarisch-dramaturgische Redaktion des Fernsehens lehnte dies ab, mit dem Finger nach obenweisend (unter „oben“ verstand man in der Sowjetunion die politische Führung): „Dort sind Leute in fortgeschrittenem Alter, wozu sollen wir überflüssigerweise an Särge erinnern?“ Viele Jahre später, zu Beginn des Jahres 1991, konnten die sowjetischen Fernsehzuschauer endlich Puschkins „Sargmacher“ sehen. Regisseur Fomenko kommentierte diese Wandlung mit den Worten: „Mit dem Tod muß man gut umgehen.“

Wie geht man gut mit dem Tod und den Toten um? Im Jahr 1991 überkreuzten sich in der Sowjetunion zwei heftig geführte und noch nicht beendete Diskussionen über die Ruhestätte von Toten. Im Frühjahr kam aus Swerdlowsk (jetzt wieder Jekaterinburg) die Meldung, man habe in der Umgegend sterbliche Überreste der Zarenfamilie gefunden, die im Juli 1918 in Jekaterinburg ermordet worden war. Noch sind sich die Wissenschaftler nicht klar darüber, ob es sich wirklich um die Zarenfamilie handelt. Doch ist bereits von Gläubigen vorgeschlagen worden, an der Stelle des Mordhauses, das nicht mehr existiert, eine Kapelle als letzte Ruhestätte zu errichten und die Toten heiligzusprechen. Vorerst steht an der Stelle ein einfaches Kreuz. Jungvermählte kommen in Autokarawanen, um dort Blumen niederzulegen, wie es bisher üblich war, nach der Registrierung der Ehe an einem Lenin-Denkmal oder dem Grab eines unbekannten Soldaten Blumen niederzulegen. Inzwischen mehrten sich die Stimmen, die eine Überführung nach St. Petersburg befürworteten.

Nach dem Ende des Staatsstreichs im August

1991 wurde die Forderung erhoben, Lenins Mumie aus dem Mausoleum zu entfernen und ihm in Leningrad (jetzt wieder St. Petersburg) neben seiner Mutter die letzte Ruhestätte zu gewähren. Der Vorschlag war bereits im April 1989 von einem Moskauer Theaterdirektor in einer Fernseh-Live-Sendung gemacht worden. Doch damals war die einzige Folge, daß der Chef des sowjetischen Staatsrundfunks „aus Gesundheitsgründen“ in den Ruhestand trat. Jetzt ist das Problem nicht mehr so einfach zu lösen. Verständlicherweise tritt die „Prawda“ – auch wenn sie sich nicht mehr als Organ des ZK der KPdSU bezeichnet – mit erbittertem Eifer dafür ein, daß Lenins Leichnam an Ort und Stelle bleibt. Die Befürworter der Umbettung nennen die Aufbahrung und Besichtigung der Mumie einen archaisch-heidnischen Brauch. Sie können darauf verweisen, daß in mehreren einstigen Bruderländern Mausoleen geräumt worden sind. Zuletzt wurde im Oktober 1991 der Leichnam Gheorgiu-Dejs, der bis 1965 Rumänien beherrschte, auf einen gewöhnlichen Friedhof umgebettet.

Ein Begräbnisritual der Bolschewiki wurde erstmals im November 1917 vor der Kremlmauer in Moskau begangen. 240 Tote, die im Kampf für die Revolution gefallen waren, wurden ohne Priester in Massengräbern beigesetzt. Der amerikanische Augenzeuge John Reed schrieb in seinem Bericht: „Plötzlich wurde mir klar, daß das fromme russische Volk keine Priester mehr braucht, um sich das Himmelreich zu erfreuen.“

Die Revolutionäre hatten eine Stelle ausgesucht, die die Gläubigen empören mußte. Denn dort zogen bisher die kirchlichen Prozessionen an Festtagen entlang. Am Tag nach der Beisetzung wurde dies auf der Synode der russisch-orthodoxen Kirche als Lästerung bezeichnet. Teilnehmer der Synode forderten, die sterblichen Überreste auf einen Friedhof zu überführen. Die Zeiten, da die orthodoxe Kirche ihren Willen

durchsetzen konnte, waren jedoch vorbei. Der Moskauer Stadtsowjet ordnete für die Maifeier 1918 an, daß bei Betreten des Roten Platzes der Gesang zu verstummen habe; die weltlichen Prozessionen neigten ihre Banner vor den Gräbern.

Seit 1920 wurden vor der Kremllmauer etwa 150 verdiente Kommunisten beigesetzt. Doch erst die Aufbahrung Lenins im Mausoleum machte diese Stätte zu dem „Heiligtum“ der Sowjetunion. Als nach dem Tod Lenins unter Berufung auf angebliche Wünsche der Bevölkerung gefordert wurde, Lenin einzubalsamieren und zur Schau zu stellen, wehrte sich die Witwe des Verstorbenen, Nadeschda Krupskaja, erbittert. Sie hat das Mausoleum auch nie betreten, nicht einmal die Tribüne.

1922 war die Mumie Tutenchamuns aufgefunden worden; für die gesamte Weltöffentlichkeit wurde der Tote zum berühmtesten Pharaon. Die Entscheidung für die Einbalsamierung Lenins wird Stalin zugeschrieben. Als einstiger Zögling eines orthodoxen Priesterseminars wollte er vielleicht dem „religiösen Aberglauben“ eine wissenschaftliche Variante entgegensetzen. Wahrscheinlich hat Leonid Krasin, Volkskommissar für den Außenhandel, einen wesentlichen Einfluß auf die Entscheidung gehabt. Er war Mitglied der staatlichen Kommission für die Beisetzung Lenins. Zu Beginn des Jahrhunderts hatte er zu den „Gottbildnern“ gehört, jenen russischen Sozialdemokraten, die ihrer Lehre einen pseudoreligiösen Charakter geben wollten. (Lenin hat dies übrigens empört abgelehnt.) 1921 hatte Krasin geäußert, es werde einmal die Zeit kommen, da man mit Hilfe von Wissenschaft und Technik den Organismus eines Verstorbenen wiederbeleben könne.

Das Lenin-Mausoleum wurde zum roten Mekka, zum roten Jerusalem. Im Jahr 1927 besuchte der deutsche Schriftsteller Armin Wegner, ein überzeugter Atheist, Moskau und erlebte die Revolutionsparade vor dem Mausoleum. Er berichtete: „Ich habe die großen Umzüge der Gläubigen in Rom, der Türkei, in Arabien gesehen, ich bin Zeuge der nationalen und revolutionären Kundgebungen in Berlin und London gewesen, aber nichts kann sich mit dem gewaltigen Eindruck dieses Festes der roten Pilger messen,

die in unabsehbarer Prozession vorüberziehen, auf der Wallfahrt nach dem roten Jerusalem, dort, wo unter den Mauern des Kreml, zehn Stufen unter der Erde in seinem gläsernen Sarg Lenin ruht, der tote Christus der Revolution.“

Eine solch heilige Stätte mußte verständlicherweise von den Symbolen der Religion befreit werden. Die Kapelle der Iberischen Gottesmutter, eine der beliebtesten Verehrungsstätten, mußte ebenso verschwinden wie die Kasansche Kathedrale, die 1625 vom Fürsten Poscharskij zum Dank für die Befreiung Rußlands von polnischer Herrschaft erbaut worden war. Jetzt soll diese Kathedrale wiederaufgebaut werden.

Stalin wollte auch die Basiliuskathedrale (eigentlich: Mariä-Schutz-Kirche am Graben) sprengen lassen. Der Architekt Baranowski wurde damit beauftragt, weigerte sich jedoch. Er kam dann ins Gefängnis, hat aber die Stalinzeit überlebt. Warum die Basiliuskathedrale erhalten blieb, ist unbekannt. In Moskau kursierte das Gerücht, die Amerikaner hätten sie für Millionen kaufen wollen.

Während die Nekropole vor dem Kreml immer mehr in eine Kulisse für Demonstrationen verwandelt wurde, raffte die Stalinsche Säuberung Millionen von Menschen hinweg. Der Diakon der russisch-orthodoxen Kirche, Wladimir Rusak, wagte es, am 28. März 1982 in einer Predigt in der Kasanschen Kirche in Witebsk zu sagen: „Unsere Kirche wurde durch Zehntausende von Märtyrern geschmückt und gefestigt. Für sie gibt es keine Denkmäler, an deren Fuß wir Blumen niederlegen könnten, zusammen mit unserem Mitleid. Für viele gibt es nicht einmal ein Grab: Der eine liegt auf dem Boden eines Flusses, der andere in einem Bergwerkschacht, wieder andere wurden verbrannt.“

Wie viele Opfer diesen Säuberungen zum Opfer fielen, ist unbekannt. Einige sowjetische Fachleute meinen, von 1917 bis 1941 seien mehr Sowjetbürger durch ihre Obrigkeit umgebracht worden, als im „Großen Vaterländischen Krieg“ ums Leben kamen. Unbekannt war auch, wo ihre Überreste ruhen. Nicht einmal die Überreste jener, die jüngst rehabilitiert worden sind, konnten gefunden werden. Eine gewaltige Erschütterung ging durch die Sowjetunion, als vor einigen Jahren Massengräber aus der Stalinzeit

gefunden und geöffnet wurden. Man errichtete Denkmäler an den Massengräbern. Ein Künstler entwarf ein Denkmal, das aus zwei Schädelpyramiden bestehen sollte. Auf der einen sollte Stalin sitzen, auf der anderen Hitler. Stalins Pyramide sollte höher sein.

Ab und zu drucken sowjetische Periodika Berichte von Bürgern ab, die auf der Suche nach den Gräbern von Angehörigen sind, die zur Stalinzeit umgebracht wurden. So schildert Georgi Kusmin, wie er Tausende von Kilometern ins Gebiet von Perm gereist ist, um das Grab des Vaters zu besuchen, der dort im Jahr 1943 umgekommen ist. Das Lagerlazarett, in dem sein Vater gestorben ist, findet er noch hinter Stacheldraht. Ein Friedhof existiert nicht, nur ein Wäldchen, dessen gewellter Boden eingesunkene Grabstellen andeutet. Von einem Hügelchen nimmt er zwei Hände voll Erde mit, um sie aufs Grab der Mutter zu streuen.

Überall in der Sowjetunion wurden den im Zweiten Weltkrieg gefallenen Soldaten Gedenkstätten, ewige Feuer usw. geweiht. Aber immer noch ruhen viele dort, wo sie im Krieg verscharrt worden sind. Bei Nowgorod, im „Tal des Todes“, sollen es eine Viertelmillion sein. Vor wenigen Jahren hat man sich darangemacht, Gefallene zu finden und würdig zu bestatten. Ein Grund hierfür ist auch, daß die Angehörigen von vermißten Sowjetsoldaten mit dem Makel behaftet waren, der Vater, Mann oder Bruder sei als „Vaterlandsverräter“ in deutsche Gefangenschaft gegangen. Die Feststellung der Namen der Gefallenen befreit die Angehörigen von diesem Verdacht.

Die Marschälle und Generäle des Krieges hingegen erhielten ihre Grabstätte entweder vor der Kremlmauer oder auf dem Friedhof des Neuen Jungfrauenklosters. Es lohnt sich, diesen Friedhof zu besuchen und dort die seltsam-groteske Ansammlung von Gedenksteinen der Militärs anzuschauen; einer hält noch als lebensgroße Grabfigur den Telefonhörer ans Ohr. Die höchste Ehre für die einfachen Soldaten sind die Gräber für den „unbekannten Soldaten“. Natürlich gibt es solch ein Grab auch in Moskau, einige hundert Meter von der Nekropole der Funktionäre entfernt.

Aber auch bei den Opfern deutscher Ausrot-

tungspolitik und Vergeltungsmaßnahmen galten unterschiedliche Maßstäbe. In der Schlucht Babi Jar bei Kiew wurden von deutschen Sondereinheiten Zehntausende Juden (vielleicht sogar mehr als 100 000) umgebracht und durch Herabsprengen von Erde verschüttet. Weil es sich um Juden handelte, hat die politische Führung sich Jahrzehnte dagegen gewehrt, dort einen Gedenkstein zu errichten. Zur Zeit der Entstalinisierung unter Chruschtschow konnte Jewgeni Jewtuschenko sein Gedicht „Babi Jar“ vortragen und drucken, dann wurde es verboten. Und als man endlich ein großes Denkmal errichtete, war auf diesem nur die Rede von „Sowjetbürgern“, aber nicht von Juden.

Bereits in den zwanziger und dreißiger Jahren war versucht worden, die religiösen Bestattungsriten allgemein durch weltliche zu ersetzen. Der Erfolg war gering. Chruschtschow, der 1958 eine neue Kirchenverfolgung begonnen hatte, setzte sich energisch dafür ein, nun ein ganzes System von Ersatzriten zu entwickeln. Sektionen zur Durchführung von Ritualen wurden gebildet; für die „Organisatoren“ von Trauerzeremonien wurden eigene Kurse durchgeführt. Das Szenario für die Beerdigung mußte von einer republikanischen Ritenkommission gebilligt werden.

Die Wirklichkeit sah jedoch kläglich aus, wie man auch aus sowjetischen Quellen entnehmen kann. Die Begräbnisse ähnelten eher einem gefühllosen Abtransport, die Dorffriedhöfe waren von Unkraut überwuchert, ungepflegt und unendlich verkommen. Die städtischen Friedhöfe sehen besser aus. Seit langer Zeit hören jedoch die Klagen nicht auf, daß man Schmiergelder zahlen müsse für eine Grabstelle, für den Aufbahrungsraum, für die Totengräber. Und bis jetzt kommt es vor, daß die Totengräber ihre Arbeit am offenen Grab erst dann verrichten, wenn man ihnen eine Wodkaflasche spendiert. In Moskau wird etwa ein Drittel der Verstorbenen eingäschert. Als 1927 das erste Krematorium in Moskau errichtet wurde, gab man als Begründung an, Urnengräber bräuchten weniger Platz. In Wirklichkeit war dies eine Gegenmaßnahme gegen die kirchliche Bestattung, denn damals gab es noch genügend Friedhofsplätze.

Als Stalin 1953 starb, balsamierte man ihn ein

und legte ihn ins Mausoleum neben Lenin. 1961 wurde Stalin dann wieder entfernt, nachdem der XXI. Parteitag festgestellt hatte, er sei dieses Platzes nicht würdig. Daraufhin bettete man ihn neben das Mausoleum und bedeckte die Grabstelle mit einer Platte. Als die Entstalinisierung unter Breschnew beendet wurde, erhielt das Grab eine eigene Stele.

Für den Sowjetbürger war die Hierarchie der Toten leicht zu deuten. Im Mausoleum ruht Lenin, die Tür zum Mausoleum steht auch nachts ein klein wenig offen, aus symbolischen Gründen. An zweiter Stelle kommen dann die Gräber mit Stelen, dann die Gräber mit Deckplatten; es sind nicht sehr viele neben dem Mausoleum. An vierter Stelle folgen die Urnen in der Kremldauer. Und dann erst kommen Friedhöfe wie zum Beispiel der des Neuen Jungfrauenklosters. Dort ist Chruschtschow beigesetzt; dem Entstalinisierer wurde der Platz vor der Kremldauer nicht zugebilligt.

Bis zum Jahr 1987 gelang es Gorbatschow, Glasnost von der Vergangenheit der Sowjetunion fernzuhalten. Dann entglitt Glasnost seinen Händen, und nun begannen Historiker und Publizisten, die Vergangenheit auszugraben. Die Leichen kamen zum Vorschein. Was sollte man mit ihnen anfangen? Man begann mit der Ehrung der Opfer der Säuberung; auf einmal tauchten Priester bei den Gedenkfeiern auf. Die Nekropole im Herzen Moskaus blieb jedoch unangestastet. Da ruht nicht nur der erste Chef der Tscheka, Dserschinski, der unter Lenin den roten Terror leitete. Da ruht auch Wyschinsky, der in Stalins Schauprozessen die Anklage vertrat, da ruht Stalins treuer Vasall Schdanow usw.

Der Anstoß für die Weiterentwicklung mag aus dem Ausland gekommen sein. Am 16. Juni 1989 – genau 31 Jahre nach seiner Hinrichtung als „Hochverräter“ – wurde Imre Nagy in Budapest mit allen Ehren erneut beigesetzt. Man hatte seine Überreste in der Ecke eines Friedhofs gefunden.

In der Zwischenzeit war die sowjetische Bevölkerung durch andere Todesfälle beunruhigt worden. Gorbatschow hatte den von Breschnew begonnenen Truppeneinsatz in Afghanistan noch einige Zeit fortgesetzt. Die Gerüchte über die Zinksärge mit den Überresten der Gefallenen

wanderten durch die Sowjetunion. Den Angehörigen wurde verboten, die Särge zu öffnen.

Dann schloß sich eine weitere Welle der Beunruhigung an. Zahlen von Soldaten der Sowjetarmee, die in Friedenszeiten umgekommen waren, erschienen in der Sowjetpresse. Erschreckend war, daß sie teilweise Mißhandlungen zum Opfer gefallen waren, teilweise Selbstmord begangen hatten. Eine Umfrage hat ergeben, daß 92 Prozent der Angehörigen mit den Auskünften über den Tod der Soldaten nicht zufrieden waren.

Schließlich darf man die Toten nicht vergessen, die durch Militäreinsatz innerhalb der Sowjetunion, zum Beispiel in Tiflis und in den baltischen Republiken, ums Leben gekommen waren. Die Bevölkerung setzte sie als Helden bei. So war 1989 der gesamte sowjetische Totenkult in Unordnung geraten. Aber erst 1991 zeigten sich die Konsequenzen.

1990 hatte man in einem Raum des atheistischen Museums in Leningrad die Überreste des heiligen Seraphim gefunden, der 1903 von der russisch-orthodoxen Kirche kanonisiert worden war. Seine Gebeine waren nach der Revolution beschlagnahmt worden. (Das atheistische Museum befand sich in der einstigen Kathedrale der Muttergottes von Kasan.) Patriarch Alexej II. geleitete die Überreste des Heiligen von Leningrad nach Diwejewo, wo der Heilige gewünscht hatte, seine letzte Ruhestätte zu finden. Ende Juli 1991 fand dort die Beisetzung statt. 15 000 Gläubige waren gekommen. Die „Iswestija“ überschrieb ihren Bericht: „Die Wallfahrt zum Wunder“. Endlich ermannte sich auch das Moskauer Patriarchat, der Opfer der Verfolgungen zu gedenken und ihre Rehabilitierung zu fordern. So ist daran gedacht, den Metropoliten Wenjamin, der 1922 – in der Leninzeit – umgebracht worden war, zu kanonisieren.

Als beim Staatsstreich im August 1991 drei junge Männer ums Leben kamen, feierte den beiden Russen unter ihnen die orthodoxe Kirche das Totenritual. Niemand weiß jedoch, ob sie praktizierende Christen gewesen sind. So entsteht der Verdacht, daß das Totenritual in diesem Fall als Anspruch der orthodoxen Kirche zu deuten ist. Jelena Bonner, die Witwe Sacharows, hat diese Vereinnahmung scharf gerügt.

Einige der Verantwortlichen für den Staatsstreich haben sich das Leben genommen. Selbstmord beging auch Marschall Sergej Achromjew, der Militärberater Gorbatschows. Er war nicht in den Staatsstreich verwickelt gewesen, hinterließ jedoch eine Notiz, es wäre alles zerstört, wofür er gelebt hätte. Er wurde in aller Stille beigesetzt. In der Nacht wurde das Grab geschändet, der Leichnam herausgezerrt und der Uniformjacke beraubt.

Knapp zwei Monate später entrüstete sich die „Iswestija“ darüber, daß die Gebeine von vier russischen Helden-Admirälen verschwunden waren. Es handelte sich um Admiräle der Zarenzeit, darunter Admiral Nachimow, auf dessen Namen es im „Großen Vaterländischen Krieg“ einen Orden gab; seinen Namen trägt auch eine sowjetische Kadettenanstalt. Die Gebeine waren in der Wladimirkathedrale in Sewastopol beigesetzt worden.

Als die Kathedrale 1927 in eine Werkstatt verwandelt wurde, brach man die Grabstätten auf und warf einen Teil der Gebeine fort; den Rest

mauerte man mit Bauschutt in der Gruft ein. Im Sommer 1991 kamen Fachleute aus Leningrad, öffneten die Gruft und suchten die noch verbliebenen Gebeine zusammen, um sie nach Leningrad zu bringen. Dort verschwanden sie und wurden schließlich in der Wohnung eines Archäologiestudenten in einer Pappschachtel unter Früchten gefunden. Die „Iswestija“ überschrieb ihren Artikel (15. 10. 1991) „Lästerung“. Es ist das gleiche Wort, das 1917 auf der Synode der russisch-orthodoxen Kirche in Moskau verwendet worden war.

Das alles sind Beweise dafür, wie intensiv heute in der ehemaligen Sowjetunion die Frage diskutiert wird: Was machen wir mit unseren Toten? Die Antwort hing immer auch von der jeweiligen politischen Situation ab. Die hier genannten Vorgänge zeigen, daß diese Auseinandersetzung nach dem Zusammenbruch der totalitären Parteiherrschaft eine ganz neue Dimension erhielt, die unweigerlich auch zur Frage nach dem Sinn des Lebens und dem Fortleben nach dem Tod führt.

Paul Roth

Ludwig Fulda und Victor Klemperer

Wer unter den deutschen Juden war assimilationswilliger, die wirtschaftlich Tätigen als Unternehmer, Bankiers oder die Akademiker, Literaten, Dozenten? Im 19. Jahrhundert hatten sie alle gleiche Bürgerrechte bekommen; viele von ihnen hatten mit wachsendem Wohlstand die Bindung an Talmud und Thora aufgegeben. Jüdische Selbstaufgabe ließen aber Neid, Mißgunst und Aggressionstrieb bei der deutschen Majorität nicht schwinden, je endeten in unserem Jahrhundert im Holocaust.

Aus zwei gewichtigen Erinnerungsbänden läßt sich analysieren, wie alle Anpassung nicht die Katastrophe verhindern konnte. Da schrieb aus München der Nobelpreisträger Paul Heyse nach Berlin seinem jungen Freund Ludwig Fulda¹ (1862–1939): „Uns beide kennt man noch nicht. Bald stehen wir zusammen an der Ehren-Estrade, bald an der Schandsäule.“ Das noch 1912, zwei Jahre nach der Verleihung des Literaturnobelpreises: Beweis für innere deutsche Abwehr?

Nun, Fulda arrivierte ebenfalls rasch, bekam vor dem einheimischen Arthur Schnitzler einen festen Vertrag an der Wiener „Burg“, wurde dann für Thomas Mann in der Weimarer Republik „der mächtigste Mann“ im Berliner Kulturbetrieb, erster deutscher PEN-Club-Präsident, Ehrengast zweier Reichspräsidenten. Drei Universitätsgermanisten lobten ihn hoch; selbst für Nietzsche war er „das eigentliche Theatertalent der deutschen Literatur“. Andere wie Hermann Bahr wurden zu harten Kritikern Fuldas; Alfred Polgar ließ ihn nur als „Überreder“, nicht als „Eroberer“ gelten. Für Fulda selbst, leid des „unseligen Theaterberufs“, kamen dabei 38 Dramen heraus, zwölf Einakter, sechs Filmmanuskripte; noch 1932 gab es 428 Bühnenaufführungen. Vom Übersetzer aus sieben Sprachen, vornehmlich aus Frankreich (Molière) und Spanien, darunter auch die Sonette Shakespeares, weiß nur der Theaterfreund der Jahre vor 1933.

Der Sohn Frankfurter Großhändler gehörte